

Elisabeth Thérèse Winter

Zur Dynamik von Gnade bei Simone Weil

„Schwerkraft und Gnade“, so lautet der Titel der ersten Texte, die fünf Jahre nach dem Tod der französischen Jüdin, Philosophin und Mystikerin Simone Weil (1909 – 1943) von ihrem Freund Gustave Thibon veröffentlicht wurden. Das Buch wurde zum Auslöser einer bis heute nicht verstummten und äußerst fruchtbaren Auseinandersetzung mit deren erstaunlichem und grenzgängerischem Leben und Werk.

Simone Weil, 1909 in Paris geboren, wächst in agnostischem Geist auf, wie sie später an ihren Freund Pater Perrin schreiben wird. Als geborene Jüdin hat sie keinerlei praktizierende und innere Beziehung dazu. Die Eltern vermitteln Werte wie Bildung und Nächstenliebe, beides wird Simone rückblickend als frühzeitige Einübungen ins Evangelium begreifen, nämlich durch die Schulung der Aufmerksamkeit, die eine wesentliche Voraussetzung für die Erfahrung von Gnade ist. Für Simone als Lehrerin der Philosophie und als Gewerkschaftlerin stehen an erster Stelle eine wirklichkeitsrelevante Bildung und gelebte Solidarität. Mit unbedingter Konsequenz und schonungsloser Radikalität geht sie ihren Weg. Im Fabrikjahr sucht sie den wirklichen Kontakt zum Leben, indem sie sich in die konkrete Situation von Akkordarbeitern stellt. Diese Erfahrungen bringen sie an den Rand ihrer körperlichen und geistigen Kräfte. Im Spanischen Bürgerkrieg engagiert sie sich kurzfristig und voll Idealismus. Aber sie entdeckt mehr und mehr, dass es bei der Frage um Krieg und Frieden nie nur die gute und die böse Seite gibt, sondern dass das Übel in jedem Lager zu finden ist. In ihren pazifistischen Bemühungen desillusioniert, lässt sie sich zunehmend hineinnehmen in Fragen der Spiritualität, der Religion, des Glaubens. Als Jüdin wird ihr eine Arbeitsstelle als Lehrerin künftig verwehrt sein. So verbringt sie einige Zeit in Marseille, wo ihr die Freundschaft mit Pater Perrin und mit dem Philosophen Gustave Thibon zur Quelle der Freude und der geistigen Auseinandersetzung wird. Unter der

Gewalt der drohenden Nazi-Herrschaft muss sie mit ihrer Familie 1942 das Land Richtung Amerika verlassen. Von dort aus kehrt sie nach England zurück in der Hoffnung, etwas für Frankreich tun zu können. Aber ihr körperlicher Zustand, die Kopfschmerzen, die sie zeitlebens quälen und auch die jahrelange mangelnde Ernährung führen zu ihrem frühen Tod 1943.

Schwerkraft und Gnade

Pater Perrin ist es, der zum ersten Mal die Frage nach der Taufe Simones aufwirft. Doch Simone entscheidet sich für das Verbleiben auf der Schwelle. Dennoch bewegen sie einschneidende geistliche Erfahrungen, die sie Perrin mitteilt. Zunächst in Portugal, dann auch in Assisi und ein Jahr später in der Abtei Solesmes (1938) werden ihr Augenblicke geschenkt, die sie die Gegenwart Christi spüren lassen und die in ihr eine wachsende Sehnsucht wecken, eine Sehnsucht nach inniger Verbundenheit mit diesem Christus des Evangeliums. In Portugal sind es die Gesänge der einfachen Fischer, deren Prozession Simone mitverfolgt und deren Melancholie und Schönheit sie tief anrühren. In Assisi begegnen ihr die Einfachheit und die Schönheit franziskanischer Spiritualität und Landschaft. Und in der kleinen Kirche Portiuncula ergreift sie eine Macht, die stärker ist als sie selbst, und zwingt sie zum ersten Mal in ihrem Leben auf die Knie. Die Karwoche 1938 in Solesmes bleibt ihr bis zum Lebensende in Leib, Seele und Gemüt eingeschrieben, da ihr in der Schönheit der gregorianischen Gesänge und der Kar- und Osterliturgie die Passion Christi vollkommen aufgeht. Die Gnade der Christusberührung bleibt wie ein unauslöschliches Signum. Und es ist nicht zufällig, dass diese Gnade sehr häufig zusammenfällt mit den Erfahrungen von Schönheit, Musik, Kunst und Kultur. In diesen Bereichen des Lebens aller Religionen und Kulturen entdeckt Simone Weil die „Brücken“ zu einer Welt, die über das nur Innerweltliche hinausgeht. Immer wieder spricht sie von der „übernatürli-

Leere ist die Voraussetzung, dass Gnade sich ereignen kann.

chen Erkenntnis“, die dem Menschen schon hier und heute zugänglich ist im Gewand (Simone spricht sogar vom Sakrament) der Freundschaft, der Kunst, der Schönheit, aber auch des Leidens und des Unglücks. Und so kann sie sagen, dass Gnade eine Art Zwischenkunft des Übernatürlichen ist, die zum Menschen herabsteigt, um ihn in seiner Schwäche und Bedürftigkeit emporzuheben. „Die Schöpfung besteht aus der Abwärtsbewegung der Schwerkraft, der Aufwärtsbewegung der Gnade und der Abwärtsbewegung der Gnade in der zweiten Potenz“ (1981,13). Die Gnade ist die Erfahrung zärtlicher Zuwendung Gottes, die sich inkarniert hat im Menschen Jesus von Nazareth. Ein Gott, der sich zu-neigt ohne Herablassung. Wer diese Gnade zulässt, darf dann auch auf ihre verwandelnde Wirkung, Wirklichkeit vertrauen.

Die Leere aushalten

Allmählich findet ihr Fragen nach der Wahrheit, ihr Lesen, Schreiben, Ringen eine innere Spur, die Simone nicht aktiv gesucht (das Gebet hatte sie sich aus Angst vor Suggestion bis dahin untersagt), aber in Offenheit, Leere und Hunger erwartet hat. Die Leere ist im Verständnis Simones überhaupt die Voraussetzung, dass Gnade sich ereignen kann. Nicht menschliches Planen, Machen, eigenmächtiges Ausfüllen führt zur Erfahrung der Fülle und Gottesliebe, sondern einzig die Haltung der kontemplativen Offenheit. Das aber fällt dem Menschen schwer. Denn „die Einbildungskraft arbeitet unaufhörlich daran, alle Ritzen zu verstopfen, durch die die Gnade eindringen könnte“ (1993, 15). Weil der Mensch diese Erfahrung der Leere nicht aushalten will, lebt er in immer neuen Zukunftsvisionen und Bildern, die ihm Scheinziele und Scheinsicherheiten vorgaukeln. Die Gnade selbst dagegen schafft die offene Leere, die sich nicht mit unzureichenden vorschnellen Vertröstungen abspeisen lässt, sondern fähig ist, in Geduld und Beharrlichkeit zu warten, die Sehnsucht lebendig zu halten. Das, was einen Menschen zuinnerst erfüllt und beglückt, ist kaum herstellbar, sondern wird geschenkt, gratis, umsonst. Von daher bleiben die eigenen Anstrengungen immer relativ, vorläufig und nicht selten eher hinderlich. „Es gibt Menschen, die ihre Seele zu erheben versuchen, wie etwa ein Mensch unablässig mit geschlossenen Füßen springen könnte in der Hoffnung, weil er alle Tage ein wenig höher springt, werde er eines Tages nicht mehr auf die Füße zurückfallen, son-

dern bis in den Himmel aufsteigen. Während er damit beschäftigt ist, findet er keine Gelegenheit, den Himmel zu betrachten. Wir können auch nicht einen einzigen Schritt gegen den Himmel hinauf tun. Die senkrechte Richtung ist uns versagt. Aber wenn wir lange Zeit den Himmel betrachten, steigt Gott hernieder und hebt uns empor. Er hebt uns mit Leichtigkeit empor. Wie Aeschylus sagt: „Das Göttliche ist mühelos.“ Es liegt in dem Heil eine Leichtigkeit, die für uns schwieriger ist als all unsere Anstrengungen“ (1953, 208).

Diese „schwierige Leichtigkeit“ ist paradox und anziehend. Simone verweist auf die Bedeutung des kontemplativen Blicks. In der beharrlichen Betrachtung des Himmels (und ich ergänze für mich: die Betrachtung des Göttlichen, des „Von-Gott-Her“ und des „Über-die-Welt-hinaus“) entsteht der offene Raum, die Leerstelle, in die hinein Gott seine Gaben und letztlich seine Gegenwart schenkt. Deshalb ist es von großer Bedeutung, was der Mensch betrachtet, mit welchen Bildern er sich beschäftigt und worauf er sein Auge wirft. Diesen Zusammenhang hat der Theologe Heinrich Spaemann prägnant formuliert: „Was wir im Auge haben, das prägt uns. Dahinein werden wir verwandelt. Und wir kommen, wohin wir schauen.“

Elisabeth Thérèse Winter

Theologische Referentin der Regens-Wagner-Stiftungen in Dillingen a. d. Donau

Literatur

Simone Weil, Das Unglück und die Gottesliebe, München 1953.

Simone Weil, Schwerkraft und Gnade, München 1981.

Simone Weil, Cahiers Band II, München, Wien 1993.

Elisabeth Thérèse Winter, Weltliebe in gespannter Existenz, Würzburg 2004.